

1 Netzwerke zur Lösung sozialer Probleme

Wir interpretieren Seniorengenossenschaften als Netzwerke (Köstler, 2007b), als Orte der Rollenorientierung, Identitätsstiftung und sinngebenden Personenwerdung, ohne außer Acht zu lassen, dass auch strategische Überlegungen zum Eintritt in eine Seniorengenossenschaft sowie zum Engagement dort grundlegend sein können. Beginnen wollen wir mit einigen theoretischen Überlegungen, die den Rahmen zeichnen, innerhalb dessen sich das Forschungsfeld zentriert, die aber auch deutlich machen, wie vieldimensional ein Forschungsvorhaben ist, das den Menschen und seine Netzwerke in den Mittelpunkt stellt.

1.1 Netzwerke als Form und als Norm

Netzwerke sind ein universelles Phänomen des Menschen. Der Mensch lebt nur in Wechselwirkung zum Mitmenschen, und seine soziale Welt ist eine solche der sozialen Beziehungen. Zugleich lebt der Mensch in den Netzwerken als personalisierte Individualität. Dies bedeutet, dass er einerseits seine Identität in den Rollenorientierungen findet, die mit den sozialen Beziehungen verbunden sind. Denn er ist so gesehen nur als Mitmensch selbst eine Person. Auf der anderen Seite kann er aufgrund seiner Besonderheit als personales Selbst, eben seines Ich-Bewusstseins, Distanz schaffen zu den Netzwerken. Eingebunden in Netzwerke gewinnt der Mensch relative Autonomiespielräume. Diese machen dann das Verhältnis des eigenen Selbst zu den sozialen Bindungen zum Thema eigenständiger Reflexionen. Der Mensch hat die Seinseigenschaft, eine „exzentrische Positionalität“ einzugehen, wie Helmuth Plessner (Plessner, 2003) als philosophischer Anthropologe dies nannte.

Daraus ergibt sich die Möglichkeit, dass das Verhältnis des Menschen zu den Netzwerken seiner sozialen Beziehungen recht unterschiedliche Gestalt, verschiedene Formen und auch verschiedene Qualitäten annehmen kann. So kann der Mensch in einen Konflikt mit seinen Netzwerken geraten. Er kann sich von seinen sozialen Beziehungswelten entfremden. Er kann dort aber auch völlig aufgehen und unkritisch sich selbst und seine Autonomiemöglichkeiten verlieren.

Dabei müssen Netzwerke nicht unbedingt gesellschaftlich wertgeschätzt, akzeptiert oder gar rechtlich erlaubt sein. Es können Netzwerke abweichenden Verhaltens sein, im Sinne von kriminellen Vereinigungen oder politisch problematisierten Organisationen. Offensichtlich ist, dass im sozialpolitischen Kontext (Schulz-Nieswandt, 2010) in der Regel solche Netzwerke diskutiert werden, die individuell wie gesellschaftlich und somit auch politisch positiv geschätzt werden. Dies sind Netzwerke, die Gemeinwohlverpflichtungen aufweisen oder zumindest positive externe Effekte produzieren. Rahmengebend sind dann gewollte rechtliche Fördermaßnahmen und politische Anerkennungskulturen.

Die soziale Tatsache, um mit dem klassischen französischen Soziologen Émile Durkheim (Durkheim, 2007) zu sprechen, dass die menschliche Existenz immer „Wechselwirkungen“ unterworfen ist, wie es der klassische deutsche Soziologe Georg Simmel (Simmel, 2006) nannte, ändert nichts daran, dass die normative Debatte, welche Netzwerke aus welchen Gründen wie geschätzt, geschützt, gefördert und entwickelt werden sollen, getrennt von den empirischen Tatsachen geführt werden muss.

1.1.1 Zwei idealtypische Formen von Netzwerkbeziehungen

Individualisierte Personen haben die Möglichkeit, unterschiedliche Blickwinkel auf ihre persönlichen Netzwerke einzunehmen und sich in unterschiedliche Handlungslagen zu den Netzwerken zu begeben. Voraussetzung sind ihre einerseits seinsmäßigen, andererseits immer auch aktivierungsbedürftigen Fähigkeiten, sowohl über sich selbst reflektieren zu können als auch die eigene Einbindung in soziale Rollenkreise und somit ihre Integration in die Gruppe reflektieren zu können. In der Sozialkapital-Forschung, die sich mit den Netzwerken der verschiedenen Formen beschäftigt, werden hierzu wichtige Unterscheidungen getroffen.

Idealtypus der strategischen Klugheit

Idealtypisch gesprochen, können Netzwerke zu einem reinen Instrument individuellen Handelns werden. Dann funktionalisiert der rationale Akteur, der seinen individuellen, eigensinn-orientierten Nutzen maximiert, die Netzwerke aus strategischen Gründen. Der Akteur geht aus Gründen der strategischen Verkettung (*connectedness*) aus Klugheit (*prudence*) eine mehr oder weniger vertragliche Partnerschaft ein. Damit bleibt das kooperative Verhalten gebunden an die erwartete Aussicht auf eine ökonomische *Win-win*-Situation; nach dem so genannten *Pareto-Prinzip*. Das Netzwerk ist dann weit davon entfernt, Selbstzweck zu sein. Es ist auch kein identitätsstiftender Ort des Akteurs als Person, im Sinne der existenziellen Perspektive des Selbst-Seins im Modus des sozialen Mitseins. Das verweist bereits auf den zweiten zu behandelnden Idealtypus des Netzwerkes. Netzwerke können an mensch-

licher Qualität gewinnen und den ökonomistischen Boden verlassen. Lange Zeithorizonte können sich bei den Akteuren herausbilden. Vertrauenskapital kann entstehen, wodurch sich auch Transaktions- und Regulationskosten der strategischen Verkettungen reduzieren lassen. Auch kann, wie es in der neueren experimentellen Spieltheorieforschung geschieht, von vornherein ein gewisses Maß an Fairness-Orientierungen auch bei eigensinnig orientierten Akteuren unterstellt werden. Je nach Handlungsfeld und Themenkreis ist dies unterschiedlich und hängt generell mit unterschiedlichen Sozialisationsfolgen hinsichtlich der erworbenen Empathie-Kompetenzen der Menschen zusammen oder weist vielleicht auch Gender-Effekte auf. Von einer *Moral* (der Klugheit) kann hier die Rede sein, weil sich Ego durchaus für Alter Ego interessiert, aber eben nicht unmittelbar, sondern im wohlverstandenen Eigeninteresse. Denn die Chancen des Erfolgs des eigenen Handelns müssen die Reaktionen des anderen Akteurs (Alter Ego), mit dem der Akteur (Ego) interdependent ist, einkalkulieren – und umgekehrt; eventuell sogar im Rahmen einer längeren Handlungskette.

Die neuere Sozialkapital-Forschung nennt dies *weak ties*. Wir entnehmen dem klassischen deutschen Soziologen Max Weber die Definition, Idealtypen (auch Gerhardt, 2001) seien als theoretische Konstrukte zu verstehen, die wesentliche Aspekte der sozialen Wirklichkeit absichtlich und gezielt überzeichnen, um Ausschnitte dieser sozialen Wirklichkeit gedanklich ordnen und entsprechend erfassen zu können. Dann wird wiederum deutlich, dass es sich zunächst nicht um eine Abbildung eines konkreten empirischen Sozialgebildes handelt. Auch meint *Ideal-Typus* nicht normativ einen sozial oder gar moralisch erwünschten Typus. Dagegen sind Realtypen nicht Kunstkonstrukte der gewollt-gezielten Übersteigerung eines Merkmals, sondern es geht, ungeachtet der Häufigkeitsverteilung ihres Auftretens, um reale Fälle. In empirisch fundierter Weise vereinigen diese realen Fälle dann nach kontrollierten Zuordnungskriterien festgehaltene Merkmalsausprägungen so verdichtend auf sich, dass diese realen Typen von anderen realen Typen faktisch zu unterscheiden sind.

Das bedeutet, dass der Idealtypus des strategischen Verkettungsmotivs des *homo oeconomicus* durchaus mit anderen Motiven gemischt vorliegen kann. Dieser Idealtypus kann als eine Dimension in einen Realtypus eingehen, so dass es zu einer empirischen Typologie kommen kann. Der Übergang von Ideal- zu Realtypen-Bildungen wird deutlich, wenn wir uns den zweiten Idealtypus der netzwerkbezogenen personalen Haltung anschauen.

Idealtypus des Selbst-Seins im sozialen Mitsein

Im Fall der Netzwerke, die von *strong(er) ties* gekennzeichnet sind, geht es mehr als um Nutzenmaximierung und Strategien. Und unsere Analyse wird offenlegen, Seniorenengenschaften sind derartige Netzwerke. Dort geht es um Daseinsweisen und Existenzmodi des Menschen als Person, während es in *Weak-ties*-Netzwerken viele Flexibilitäten durch Brückenbildungen (*bridging*) zwischen Individuen gibt und wenig feste Bindungen (*bounding*).

Es geht in *Strong-ties*-Netzwerken psychologisch um die Möglichkeit, dass Individuen sich in Netzwerken als *strong ties* personalisieren können und zu einer reifen, bindungsfähigen Autonomie gelangen. Eben, weil sie sich aufgaben- und rollenorientiert gerade durch die liebende Sorgearbeit in Bindungen kulturell einbetten – im Unterschied zur strategisch-opportunistischen Verkettung. Individuen gelangen zu einem Identitätskonzept dergestalt, dass im Gegensatz zum Idealtypus der strategischen Klugheit des mit dem Alter Ego interdependenten *homo oeconomicus* eine gleichgewichtige Balance in einer Ich-Du-Wir-Figuration ermöglicht wird. Dies bedeutet, dass das Person-Sein in der Balance zwischen Ich-bezogener Selbstsorge, Du-bezogener Mitsorge und Wir-bezogener Fremdsorge eine identitätsstiftende Verankerung im Netzwerk der sozialen Beziehungen findet. Mit diesem Denken in der sozialen Figuration, dem Konzept des *homo figurationis*, lehnen wir uns einerseits an die Soziologie von Norbert Elias (Elias, 2006) an, andererseits sozial- und individualpsychologisch an George Herbert Mead (Mead, 2008) und Erik K. Erikson (Erikson, 2005).

Vielleicht wirkt dieser Idealtypus auch normativ *idealer* auf uns, da sich eine Parallele zu Immanuel Kants Ethik ziehen lässt. Gemäß Kant (Kant, 1984) soll der Mensch immer nur Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck sein. Und der Mensch solle so handeln, dass er sein Handeln auch dann noch als verallgemeinerungsfähig und gültig anerkennen kann, wenn er sich in die Lage der Menschen versetzt, die von seinem Handeln betroffen sind. Wir rezipieren hier die Ethik von Kant bereits sehr soziologisch und psychologisch. Diese Überprüfung der eigenen Handlungsgrundsätze setzt Empathiefähigkeiten voraus. Der Mensch wird diskutiert als Rollenspieler, der auf die externen Effekte seines Handelns achtet. Auch Adam Smith (Smith, 1979) hat dies so gesehen, indem er die sittlichen Grundlagen ökonomischer Transaktionen in eben einer solchen Sympathie verwurzelt sah. Bei Smith war Ökonomie noch nicht völlig getrennt von der Moralphilosophie, und die entstehenden modernen Marktbeziehungen wurden noch als eingebettet in die menschlichen Beziehungen des Gemeinwesens verstanden. Heute ist die Debatte um diesen Idealtypus des personalen Selbst-Seins im Modus des sozialen Mitseins im Lichte einer langen, variantenreichen Geschichte des Personalismus in Philosophie und Theologie des 20. Jahrhunderts als Philosophie der Liebe und der Gabe von andauernd heftiger Intensität geprägt; vor allem in der (Rezeption der) modernen französischen Philosophie und (theologischen) Anthropologie.²

1.1.2 Realtypische Formen von Netzwerkbeziehungen

Die breite Debatte um die Möglichkeiten eines *rationalen Altruismus* hat die empirischen Mischungschancen darlegt. Menschen können ihre eigenen Nut-

2 Angesichts der breiten Diskussion sei nur heraushebend verwiesen auf Ricoeur (2006) sowie auf Caillé (2008). Zur Orientierung dient u. a. Pulcini (2004).

zenfunktionen mit den Nutzenfunktionen anderer Menschen verschachteln und sich für das Nutzenniveau der anderen Menschen interessieren. Sie geben freiwillig Ressourcen an andere Menschen ab, weil sie sich dann gemeinsam mit den anderen Menschen besserstellen. Allerdings peilen sie ein Gleichgewicht zwischen dem Nutzenverlust durch den Ressourcentransfer einerseits und ihrem Nutzengewinn durch die Besserstellung des transfer- oder hilfeempfangenden anderen Menschen an. Für beide ist es eine nach dem Pareto-Prinzip definierte gemeinsame Besserstellung, definiert als Win-win-Situation (Hochman & Rodgers, 1969). In vielen ökonomischen Transaktionen und Netzwerkbildungen gilt diese Pareto-Lösung als notwendige Voraussetzung und muss durch rechtliche Rahmenbedingungen ermöglicht werden.

1.1.3 Motivik des Gebens und die Qualität von Netzwerkbeziehungen

Die Motive des Gebens und Nehmens sind vielschichtig, eingebettet in den komplizierten gesellschaftlichen Kontext der konkreten Handlungssituation. Deutlich wird, dass die Qualität der Gabe nicht frei ist von Bedingt- und Begrenztheit, von Obligationen und kalkulierender Logik. Ebenso fundamental ist, dass die so entstehende, wenn auch oft nur flüchtige Netzwerkbeziehung von der Art der Motive abhängt.

Es gibt viele Motive der Gabe und des sich entwickelnden Systems des Gebens und Nehmens in sozialen Beziehungen und Netzwerken: Liebe, Respekt, gegenseitige Anerkennung, erwartete/kalkulierte Dankbarkeit oder Suche nach öffentlichem Ansehen, Gnade und Barmherzigkeit, Mitleid, Freundschaft, Freigiebigkeit oder Großzügigkeit, Angst, Schuld, Pflicht, Scham und Ekel, Herrschafts- und Machtinteressen, Dominanzstreben etc. Phänomenologisch ist das Feld der Möglichkeiten groß. Es dürfte aber sehr schnell evident sein, dass die Selektion der Motive oder ihre Mischung bzw. die akzentuierte Dominanz eines der Motive überaus mitentscheidend für die Qualität der Systeme des Gebens und Nehmens in Netzwerken ist. Auch dies werden wir zeigen, denn unsere interpretatorische Analyse wird sowohl die Motivfacetten als auch die bei manchem Mitglied zutage tretende individuelle Dominanz eines Motivs offenlegen – und damit auch Dimensionen der Qualität des Unterstützungsnetzwerkes Seniorengenossenschaft.

1.1.4 Reziprozität und Gabe

Der Definition von Robert Putnam folgend setzt sich das Sozialkapital aus drei Dimensionen zusammen: dem Klima des Vertrauens, dem sozialen Engagement der Bürger sowie den Reziprozitätserfahrungen. Unter dem Prinzip der Reziprozität verstehen wir das Gegenseitigkeitsprinzip des Gebens und Nehmens. Dieses Verständnis des Sozialkapitals kann auf ganz verschiedene Forschungsfelder übertragen werden: auf zivilgesellschaftliche Zusammen-

hänge der Demokratieentwicklung, auf die soziale Wohlfahrtsproduktion des bürgerschaftlichen Engagements und des *Dritten Sektors* sowie auf regional-ökonomisch relevante Netzwerkbildungen etc.

Die ältere, klassische Forschung zur Reziprozität (Polanyi, 2007; Sahlins, 1994; Mauss, 2007, aber auch neuere Autoren wie Godelier, 1999 u. a.) hat verschiedene Formen der Reziprozität unterschieden. Die ökonomische Theorie, auch unter Fairness-Aspekten, orientiert sich meist an dem Typus der ausbalancierten Gegenseitigkeit. Vermieden werden soll vor allem die *negative Reziprozität* der Trittbrettfahrer und minimiert werden sollen die Wohlfahrtsverluste, die durch *moral hazard* in kollektiven Güter-Situationen entstehen. Dieses Denken ist ganz utilitäts-zentriert und orientiert sich am Modell des marktausch-orientierten Vertrages. Es geht um Pareto-Lösungen. Entsprechend wichtige Situationseigenschaften werden daher in der Asymmetrie der Informationsverteilung zwischen den Netzwerkpartnern gesehen. Auch können Qualitätsprobleme, insbesondere bei Dienstleistungen, durch Schwierigkeiten einer hinreichend vollständigen Spezifizierung des Vertrages entstehen. Die ökonomische Theorie entdeckt hier die Bildung von Vertrauenskapital als Strategie der Reduktion von Unsicherheit. Das Problem der Transformation kurzer in längere Zeithorizonte (Nachhaltigkeitsprobleme) wird erkannt; auch die soziale Tatsache, dass Gabe und Gegengabe homomorph, aber auch heteromorph sein können (Gouldner, 1960).

Die angeführten Klassiker, alle aus einer fachlich breit und daher offen interessierten Ethnologie und Soziologie kommend, haben aber vor allem den Typus der *generalisierten Norm der Reziprozität* darlegen können. Generalisierte Reziprozität ist nicht am ausgeglichenen Nutzen orientiert, sondern fundiert einen Gabe-Überschuss. Diese Forschungstradition ist deutlich anti- oder trans-utilitaristisch orientiert (Caillé, 2008, aber auch Debatten hinsichtlich der Beiträge etwa von Bataillé, Lévinas und Derrida). Auch Marcel Mauss, der Klassiker, muss differenzierter eingeschätzt werden, als dies oft der Fall ist. Mauss zeigt in der Gabe zugleich die Schaffung von Obligationen zur Gegengabe. Zusätzlich hat Mauss destruktive Gabe-Mechanismen, so das berühmte Potlatsch-Phänomen, mitunter ins Zentrum gerückt. Mauss hat aber die Gabe nicht ökonomisiert und in ihr nur einen verkannten Marktausch gesehen. Zentral ist ein symbolischer Überschuss der Gabe. Die Gabe als *fait social total* stiftet Gemeinschaft, zugrunde gelegt in der *Mahlgemeinschaft* als *Tischgenossenschaft*. Kennzeichnend ist ihre Mehrdimensionalität, da ihr rechtliche, religiöse, moralische, politische und ökonomische Dimensionen innewohnen. Und weiterhin personalisiert sie die Mitglieder dieser Gemeinschaft. So ist es kein Zufall, dass diese Gabe-Debatte breiten Eingang in die neuere theologische und philosophische Anthropologie gefunden hat.

Wir haben zuvor auf die Problematik von Ideal- und Realtypen-Bildungen hingewiesen. Bei Realtypen der Netzwerk-Haltung der Menschen ist sicherlich immer auch eine ökonomische Dimension enthalten. Sozialer Fortschritt benötigt auch dynamische Effizienz, um veraltete Pfade zu verlassen, *strong ties* zu überwinden und Netzwerke mit ihrer Vertrauens(kapital)eigenschaft als Transaktionskosten senkend zu verstehen. Dennoch beobachten wir oft-

mals, dass die Motivmischungen komplexer sind. Vor allem weisen die Netzwerk-Orientierungen der Menschen ausgeprägte gemeinsinnbezogene Haltungen und empathiefundierte Solidareinstellungen auf. Mutualitätsgebilde sind daher oftmals von Solidarorientierungen im Sinne eines Gabe-Überschusses gegenüber einer reinen Orientierung an einer ausbalancierten Bilanz von Geben und Nehmen ausgerichtet. Und eben diesen das Netzwerk Seniorenossenschaft fundierenden Gabe-Überschuss erachten wir als zentral für die lebendige Umsetzung der Idee Seniorenossenschaft sowie für deren mittel- und langfristige Stabilität.

Verlassen wir nun den rahmensetzenden Boden der theoretischen Überlegungen und kommen zu unserem Forschungsvorhaben, das intensive Einblicke in das Wirken von Seniorenossenschaften als soziale Netzwerke der Hilfe auf Gegenseitigkeit bietet. Es zeigt sich ein buntes Bild an Realtypen. Offengelegt wird ein hohes Maß an Solidarbereitschaft der Mitglieder untereinander innerhalb des Unterstützungsnetzes Seniorenossenschaft, aber auch über den Verein hinaus. Aufgabenorientiert suchen und finden die Mitglieder in ihrem Geben für andere einen Sinn. Dabei leben die Realtypen zahlreiche Dimension des Gebens auf der Skala von Ego-zentriert bis Alter Ego-zentriert.

1.2 Hilfe zur Selbsthilfe

Seit Anfang der 1990er Jahre gründen sich in Deutschland Initiativen der Hilfe auf Gegenseitigkeit, die unter den Begriff Seniorenossenschaft gefasst werden können. In einer Zeit, die der kommunitaristischen Diskussion³ folgend durch einen Wertewandel in Richtung zunehmender Individualisierung und starker Tendenzen des An-sich-Denkens beschrieben wird, erfolgt mit dem Konzept der Seniorenossenschaft eine Neukomposition traditioneller Formen der Solidarität. Bürgerinnen und Bürger unterstützen sich gegenseitig, leben eine Art Zugehörigkeit zu der erfahrenen Gemein-

3 Der Kommunitarismus, ursprünglich aus den USA kommend, betont die Eigenverantwortung des Einzelnen, fundierend auf Gemeinschaft und Gemeinsinn. Auch in Deutschland setzte Mitte der 1990er Jahre eine bis heute andauernde Diskussion über Werte und über ein neues Verständnis des Zusammenspiels von Staat und Bürgergesellschaft sowie deren neu zu interpretierenden Rollen ein; dazu Kaiser (2007). Kaiser gibt eine umfassende Einführung in die Idee des Kommunitarismus, die er dann im zweiten Teil seines Buches um eine Rezeption des Kommunitarismus in Deutschland erweitert.

schaft Seniorengenossenschaft, und es entsteht – entgegen Putnams *Declining-social-capital*-These (Putnam, 1995, S. 73) – Sozialkapital⁴.

In Seniorengenossenschaften wird in Vereinsform eine ursprüngliche Hilfeform der gegenseitigen Unterstützung gewährt, gleichzeitig werden unterschiedliche Formen der Gesellung erfahren. Zeitkonten dienen als Verrechnungssystem für geleistete und erhaltene Hilfen.⁵ Es wird ein Geben, Nehmen und Erwidern gelebt (dazu: Adloff & Mau, 2005). So wie es Marcel Mauss (Mauss, 1975) in seiner Theorie der Gabe fundierte.⁶ Bei den Seniorengenossenschaften ist die Gegengabe eine Option, die, in der Zukunft eingelöst, dann Reziprozität bedingt. Die Ausgangsthese für das hier vorgestellte Forschungsvorhaben ist: Das Handeln der Mitglieder von Seniorengenossenschaften ist in einer gabe-basierten Motivation fundiert, die die in Seniorengenossenschaften gelebte generalisierte Reziprozität stabilisiert (Köstler, 2006b; Köstler, 2007a). Darauf aufbauend interessiert die Frage: Was ist es, das Menschen dazu motiviert, sich auf die Idee Seniorengenossenschaft einzulassen, an die Idee Seniorengenossenschaft zu glauben und diese aktiv mit Leben zu füllen? Die Mitglieder der Seniorengenossenschaften bewirken etwas, und es macht für die Gesellschaft einen Unterschied, ob diese Menschen da sind oder nicht. Etwas für andere zu tun setzt eine bestimmte Einstellung gegenüber den Mitmenschen voraus. Das Leben wird interessanter, wenn man sich mit anderen Menschen befasst; auch gewinnt das Leben an Qualität, wenn man etwas bewirkt und nicht nur die eigenen Interessen verfolgt. Genau diesen Spuren folgt das explorative Forschungsprojekt mit seiner zentralen Forschungsfrage: Was hat lebensgeschichtlich bewirkt, dass sich Bürger in Seniorengenossenschaften engagieren und für andere und mit anderen etwas entstehen lassen?

1.2.1 Bürgerschaftliches Engagement

Bekannt unter dem Konzept des Welfare Mix erfolgen seit Ende der 1980er Jahre politische Umorientierungen der wohlfahrtsstaatlichen Agenda. Der Staat entdeckt den Leitgedanken Hilfe zur Selbsthilfe, gleichzeitig wird die Vision einer aktiven Bürgergesellschaft als gesellschaftliche Lebensform des bürgerschaftlichen Engagements entwickelt. Durch den Umbau von Dienst-

4 Vgl. Helmbrecht (2005). Helmbrecht diskutiert die von Putnam aufgestellte These des Verfalls von Sozialkapital und entwickelt als Gegenstück die These einer Transformation der solidarischen Grundlagen in modernen Gesellschaften.

5 Zum konstitutiven Doppelcharakter des Sozialgebildes Seniorengenossenschaft: Schulz-Nieswandt (2006).

6 Marcel Mauss' bekannter Aufsatz *Essai sur le don* aus dem Jahre 1924 wird in den letzten zwei Jahrzehnten in zahlreichen wissenschaftlichen Beiträgen unterschiedlicher Disziplinen diskutiert. Einen sehr gut strukturierten Überblick geben Adloff & Mau (2005). Eine interessante Diskussion bekannter Spiele der Wirtschaftstheorie im Licht der Theorie der Gabe bietet Huck (2008).

leistungen im sozialen Bereich wird versucht, die Rolle der freien Träger und der informellen Hilfesysteme zu stärken. Die Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements 2002 fordert die Stärkung einer aktiven Bürgergesellschaft. Einer Bürgergesellschaft, die ein Netzwerk von selbst organisierten, freiwilligen Zusammenschlüssen bildet und die neben Staat, Wirtschaft und Familie eine tragende Rolle bekommt. Dabei definiert die Enquete-Kommission Bürgergesellschaft als „ein Gemeinwesen, in dem die Bürgerinnen und Bürger auf der Basis gesicherter Grundrechte und im Rahmen einer politisch verfassten Demokratie durch das Engagement in selbstorganisierten Vereinigungen und durch die Nutzung von Beteiligungsmöglichkeiten die Geschicke des Gemeinwesens wesentlich prägen können“ (Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements, 2002, S. 59). Bürgerschaftliches Engagement ist „freiwillig, nicht auf materiellen Gewinn ausgerichtet, gemeinwohlorientiert, [...] findet im öffentlichen Raum statt und wird in der Regel gemeinschaftlich/kooperativ ausgeübt“ (Enquete-Kommission Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements, 2002, S. 86 f.). Dabei bedarf es der Anerkennung und Förderung bürgerschaftlichen Engagements unter der Vorsicht der Überschätzung der Wirkungskreise bürgerschaftlichen Engagements (Schulz-Nieswandt & Köstler, 2009).

Die Bürger beteiligen sich an den öffentlichen Aktivitäten. Der zweite Freiwilligensurvey konstatiert eine bedeutende Zunahme sowohl der Quote als auch der Intensität des freiwilligen Engagements im Zeitraum von 1999 bis 2004. Gestiegen sind das externe Engagementpotenzial, das das Engagementpotenzial derjenigen erfasst, die bisher nicht engagiert sind. Aber auch das interne Engagementpotenzial ist gestiegen, das Potenzial derjenigen, die bereits engagiert sind und bereit sind, ihr freiwilliges Potenzial auszudehnen. Im Jahre 2004 engagierten sich 36 % der Bevölkerung freiwillig, 12 % waren zum freiwilligen Engagement bestimmt bereit, 20 % waren zum Engagement eventuell bereit, und 32 % engagierten sich nicht (BMFSFJ, 2005, S. 18). Schon jetzt liegt bei den Menschen ab 60 Jahren die Engagementquote bei 30 % (BMFSFJ, 2005, S. 313). Hervorzuheben ist, dass im Jahre 2004 das externe Engagementpotenzial bei den 60-Jährigen und Älteren bei 19 % lag und das interne Engagementpotenzial bei 13 % (BMFSFJ, 2005, S. 323 und 326).

Das Engagementpotenzial der Menschen des dritten Lebensalters erkennend sind in den letzten Jahren vielfältige Angebote für ältere Menschen entstanden: Das vom Bundesministerium für Familie und Senioren von 1992 bis 1997 geförderte *Modellprogramm Seniorenbüro* hatte zum Ziel „die soziale Einbindung älterer Menschen zu stärken, indem ihre eigene Aktivität in den Bereichen gefördert wird, die sie in Kontakt mit anderen Menschen bringen und ihre soziale Kompetenz herausfordern.“⁷ Das Modellprogramm *Erfah-*

7 Bundesministerium für Familie und Senioren (1994, S. 6 und 7). Es sollen „neue Formen freiwilliger Gemeinschaft“ entstehen, die zu einer „Kultur der Mitmenschlichkeit“ beitragen.

rungswissen für Initiativen (EFI), von 2002 bis 2006 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend initiiert, wollte neue Verantwortungsrollen für Ältere unter der Bezeichnung *Seniortrainerin* bzw. *Seniortrainer* schaffen.⁸ Auch etablieren sich im Bundesgebiet in den letzten Jahren zahlreiche Freiwilligenagenturen, Selbsthilfekontaktstellen und Initiativen der Hilfe auf Gegenseitigkeit, wie dies die Seniorengenossenschaften sind. Alle diese Angebote haben gemeinsam, dass sie durch geeignete Anreizstrukturen in der Übergangsphase des Eintritts in den Ruhestand die Bürger zu freiwilligem Engagement mobilisieren wollen.

1.2.2 Die Idee Seniorengenossenschaft

Die Sicherung bei Pflegebedürftigkeit im Alter wurde in Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren stetig diskutiert, führte zu einer Reihe von Reformvorschlägen, zu denen auch die Idee der Seniorengenossenschaften zählt, und mündete in der 1995 für die ambulante und 1996 für die stationäre Pflege eingeführten sozialen Pflegeversicherung⁹. Anfang der 1990er Jahre etablierten sich in Baden-Württemberg die ersten Seniorengenossenschaften.¹⁰ Angetreten wurde mit der Idee, die Versorgung pflegebedürftiger alter Menschen auf der Grundlage der gegenseitigen Hilfe im Alter zu realisieren. Diese utopische Zielsetzung wurde schnell aufgegeben zugunsten der realistischen Idee, Unterstützungsnetze für ältere Menschen aufzubauen, um diesen ein möglichst langes Verweilen in ihrer häuslichen Umgebung zu ermöglichen. Es folgten Seniorengenossenschaften in Hessen, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. In Baden-Württemberg wurden die Seniorengenossenschaften landespolitisch, im hessischen Kreis Offenbach kommunal im Rahmen von Modellprogrammen unterstützt. Das *Modellprogramm Seniorengenossenschaften* wurde in den Jahren 1991 bis 1993 vom baden-württembergischen Sozialministerium initiiert, finanziell unterstützt und wissenschaftlich begleitet. Die baden-württembergischen Initiativen haben sich als stabil erwiesen und finanzieren sich seit 1994 selbstständig, teilweise gewähren die Kommunen Unterstützung im Rahmen der mietfreien Raumüberlassung. Das Konzept für das *Förderprogramm zur Unterstützung der*

8 Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006). Seniortrainerinnen und Seniortrainer unterstützen Freiwilligen-Organisationen und Initiativen mit fachlichem Wissen, stellen Kontakte her und sind im Gemeinwesen unterstützend tätig; dabei sind die Engagementbereiche breit gefächert und reichen von sozialen, kulturellen, politischen, religiösen Bereichen bis hin zu Freizeit- und Geselligkeitsbereichen.

9 SGB XI – Soziale Pflegeversicherung (Artikel 1 des Gesetzes vom 26. Mai 1994, BGBl. I, S. 1014).

10 Vgl. Ministerium für Arbeit, Gesundheit, Familie und Frauen Baden-Württemberg (1991); Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung Baden-Württemberg (1994). Dazu auch Otto (1995).